

(Nachdruck verboten.)

261

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Die Miene des Doktors klarte sich auf, während er an die Gartenpforte ging.

Doch eine Veranlassung, den Abend beim Posten tot zu schlagen — es waren ja im Grunde alles nur gute Nachrichten, auf die man sich wohl einen kleinen Grog leisten konnte.

Massi, die am Vormittag unten im Sägewerk gewesen war, um sich nach dem kleinen Vaard umzusehen, nahm den unterbrochenen Bericht wieder auf und setzte ihr Geplauder mit der Mutter fort:

„Ich verheirate mich nicht mit einem Narren, Mutter.“

„Nein, das verdanke ich Dir gar nicht, Massi!“

„Kjel ist ein Narr!“

„Hm!“

Massi wollte nicht mit der Sprache heraus, weshalb, aber ein Narr sei Kjel. Sie stand einen Augenblick still und grübelte.

„Wenn ich mich nun verheiratete, so könnte mein Kind ein Entdecker oder ein Gelehrter werden oder ein großer Mann, der den ganzen Staat lenkt . . . Dem steht doch nichts im Wege, wie?“

„Großer Gott, Massi, was sind das für Gedanken! Rede Dich doch nicht in solchen Wahnsinn hinein!“

„Aber im Wege steht dem doch nichts? Ich frage ja nur . . . Es könnte doch sein. Cäsars Mutter oder Luthers Mutter wußten ja doch auch nicht, daß sie so hervorragende Söhne bekommen würden . . . Oder Napoleons Mutter, die gar einen Kaiser bekam.“

„Sieh Dich einmal hier in der Gegend um, Massi, ob Du meinst, zwischen der heranwachsenden Jugend Napoleons oder Hannibals umher zu gehen!“

Massi sah gar nicht so aus, als wenn sie überzeugt sei.

„Und bedenke doch, wie enttäuscht alle Mütter über ihre Kinder sein würden, wenn sie von lauter Hannibals und Martin Luthers geträumt hätten! Und wie mir dann zu Mute sein müßte, denn Ihr seid ganz und gar nichts von alledem, keins von Euch . . . Eine Mutter soll Gott danken, wenn ihr Kind ein braver Mensch wird.“

„Ja, aber es könnte doch sein, Mutter,“ eiferte Massi, „weiter sage ich ja auch gar nichts.“

„Und dergleichen überspannte Gedanken, Massi, enden nur mit Enttäuschungen. Wer wenig erwartet hat, freut sich, wenn er mehr bekommt.“

„Hast Du denn so wenig erwartet, Mutter, denn Du bist doch ganz glücklich über uns.“

„Ich will ja nicht behaupten, Massi,“ lachte Frau Vaarvig, „daß Deine Mutter nicht auch geglaubt haben könnte, das Leben sei ein wunderliches Märchen voller Hoffnungen und Ueberraschungen, als ich noch in Deinem Alter war. Aber wir lernten gar bald, darauf zu verzichten. Es lag damals gleichsam in der Luft, genugsam zu sein. Jetzt hat es fast den Anschein, als sei eine ganze Wand eingerissen, so daß die Welt da liegt und blendet und nichts mehr unmöglich ist. Aber weißt Du, Massi, dazu gehört Kraft und Arbeit. — Und es giebt so viele, die sich damit begnügen, zu phantasieren und sich selber groß zu glauben,“ fügte sie bitter hinzu. „Seutzutage liegt es in der Luft zu träumen und sich hohe Dinge und eigentümliche Geschehnisse vorzuspiegeln. Aber ich sehe nicht, ich kann nicht sehen, daß etwas andres daraus wird als Luftschlösser und Enttäuschungen, kann nicht sehen, daß sie es erreichen. Hüte Dich davor, Dir einzubilden, daß Du eine Ausnahme bist, Massi!“

„Aber es kann doch sein, Mutter; ich sage ja nur, daß es doch sein kann.“

„Ich glaube nicht einmal, daß es sein kann, Du. Hannibals Mutter oder Vater haben sicher gefühlt, daß sie die Klasse in sich trugen; das kam ihnen wohl nicht so ganz unerwartet.“

Sie sah nachdenklich aus. Hier war etwas, worüber sie sich Klarheit verschaffen mußte. Sie sparte es sich für

Schulteiß auf; wenn sie es sein einfüdelte und so that, als handle es sich um Minka!

„Ich will wohl den Korb nehmen und alles ins Haus tragen, wenn Du nur erst glücklich wieder von der Leiter herunter bist.“

Als die Kessel in den Saal hinaufgetragen waren und sie sie auf den Tisch gelegt hatte, begann sie mit ihrem Angriff auf Schulteiß, der am Dielenfenster stand und Arndts beide Dynamitsprengungen beobachtete, die vom Laubenhügel her durch die Luft dröhnten und die Stille des Herbsttages mit einem weit hallenden, dumpfen Donnergetöse erfüllten.

„Es sollte mir doch sehr leid thun, wenn Minka sich da in der Hauptstadt einen dummen Mann anbandelte,“ begann sie.

Schulteiß stutze. „Ist da irgend etwas — hast Du etwas davon gehört?“ rief er hastig aus.

„Nein; aber ich sage nur „wenn“ und daß mir das sehr leid thun würde.“

„Wahrlich, eine höchst sonderbare Idee von Dir, Massi, so ganz außerhalb der Grenzen alles Möglichen, falls nicht“ — sein Ausdruck ward wieder ängstlich — „falls Du nicht irgend eine Andeutung hast, ein, wenn auch nur ganz schwaches Faktum, auf das Du Deine Vermutung begründen könntest. — Keins? — Du hast keins? — Wirklich keins? — Nein, natürlich — hm, hm! Aber Du würdest sehr betrübt darüber sein! Ja, das würde ich ebenfalls sein; einen dummen Mann, einen dummen Mann — wahrlich, eine ganz köstliche, eine unmögliche Idee!“

„Ja, aber den Fall gesetzt, daß sie einen dummen Mann nähme, einen, von dem sie glaubt, daß er klug sei, der aber dumm wäre . . . Wäre das nicht traurig?“

„Unmöglich, völlig unmöglich!“

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich immer geglaubt habe, Minka würde ganz besondere Kinder bekommen, deren Tante ich dann ja wäre. Und wenn sie nun —“

„Ein merkwürdiges Thema, eine sozusagen beinahe unheimlich gräßliche Supposition, mit der ich mich nicht gerne weiter beschäftigen möchte! Hi, hi, die Naivität eines jungen Mädchens ist zuweilen wirklich überraschend.“

„Ich frage ganz einfach, ob nicht ein dummer Vater dumme Kinder bekommt?“

„Ja — das heißt — ja, ja — vielleicht kann die Mutter auf der andren Seite um so begabter sein . . . Diese Frage hat ja überhaupt verschiedene Seiten . . .“

„Aber wenn Minka nun einen so recht schönen, stolzen Mann liebte?“

„Minka! — Ich bitte Dich, Massi. Du redest so, daß mir der kalte Schweiß auf die Stirn tritt.“

„Sie sagen ja doch selbst immer, daß Minka so etwas ganz Besonderes ist, und wenn nun ihr Mann auch so etwas Besonderes wäre —“

Schulteiß stand einen Augenblick still; ein steigender Aufruhr gärte in ihm.

„Dein Gedankengang ist unempfinden, läßt sich nur entschuldigen durch die krassen, barocken Vorstellungen des noch nicht geweckten jungen Mädchens. In Deinem Kopf spielen noch Puppen trotz Deiner sechzehn Jahre; der Gedanke allein ist —“ Er warf den Kopf in den Nacken. „Minka! Die stolze Jungfrau mit der hohen Aufgabe und den großen Erwartungen — die, die giebt sich niemals irgend jemand hin, der „etwas ganz Besonderes ist“: mit einem besonderen Schnurrbart, einer besonderen Schönheit, einem hervorragenden Fachmann, hervorragenden Nordpolfahrer, denn — hör' nun zu und verstehe mich recht, Du junges Mädchen, laß es auch in Deine noch unklare Seelentiefe hinabdringen! — denn sie trägt in ihrem herrlichen Wesen unbenußt den großen Anspruch auf Liebe; sie trachtet nicht nach Geld und Gut, nicht nach äußerer Schönheit, nicht nach dieser oder jener hervorragenden Geistesfähigkeit, nichts, nichts von alledem . . . Ihre edle, hochfliegende und im Gefühl tief wurzelnde Natur verlangt danach, der großen Leidenschaft zu begegnen, einer Liebe, stark wie das Leben und der Tod; und wo die brennt, selbst in einer gebrechlichen Gestalt, da wird sie an dem Tage, an dem sich ihre Augen aufthun,

Nach staunend hingeben. Eine solche Liebe ist unergründlich wie die Elemente; das vergängliche Körperliche glüht in ihr und der Geist steigt . . . Und — und — er starrte bleich verzückt gen Himmel — „ich sage nicht, daß sie nicht danach angethan ist, Talente zu wecken, Genies zu schaffen, sie, die über, über allen Verstand, über allen Verstand ist.“

Massi gewahrte mit Entsetzen, wie seine blauen Augen gleichsam losgelöst in dem Weißen schwammen.

Eine Stunde später saß Schulteiß auf seinem Zimmer und las einen Brief, den ihm der Doktor vom Whisttische gebracht hatte.

Der Brief, den Minka ihm einmal versprochen, der langersehnte, heute war er angekommen!

Sellblauer, seiner Umschlag, parfümiert, adressiert an Herrn cand. phil. Ananias Schulteiß, von Minka selber zusammengeklebt!

„Mein lieber Jugendlehrer!

„Einen völligen Vertrauensbrief — an wen auf der ganzen weiten Welt sollte ich es wohl wagen, einen solchen zu richten, außer an einen, an einen einzigen, an Sie, Schulteiß!“

Seine Augen waren geblendet; er mußte noch einmal lesen, und er atmete tief auf.

„Sie, mein erprobter Freund, Ihnen kann ich mich zeigen, wie ich bin, Sie werden mich stets verstehen, Sie haben Auge für das, was mir als das Herrlichste erscheint: Schönheit und Idealität bei den wirkenden Männern der Zeit zu entzünden. Sie verstehen mich!“

„Also fange ich mit mir selber an. Braun gekleidet, mit Rot oder Gelb, ein Hut, der das Antlitz ein wenig beschattet, oder ein Halbschleier, so daß nur die Augen für gewöhnlich nicht sieht, nur plötzlich, unerwartet, sie sonst nur ahnt. Elegante, hochgeknöpfte Stiefel — Sie wissen, ich habe hübsche Füße, Schulteiß — so daß man das Flotte und Vorsichtige, sich gleichsam vor Schmutz Hütnende in seinen Schritt legen kann.“

„Was ich aber wieder und wieder habe studieren müssen, bis ich endlich dahinter gekommen bin, das ist die Haltung, der Gang. Ich habe auf die Kritik der Herren geachtet, wenn sie einer Dame nachsehen. Etwas Bogendes wollen sie haben und dabei doch Aufrechtes. Entweder keine Handschuhe oder gar keine. Und einen eleganten Sonnenschirm mit noblem Griff. Hinter diesem spielt dann die Schlange, der Magnetismus, oszillierend aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Man empfängt Grüße und lächelt, lächelt nur den eignen Gedanken zu und sieht nichts.“

„Ach Gott, ihr entzückendes Lächeln!“ seufzte Schulteiß. „. . . stark überrascht. Und tausend, tausend Improbationen des weiblichen Genies, eine Grube von wirkenden Mitteln.“

„Ja, so ist der Pirat ausgerüstet, der aus Ihrem heimlichen Hafen vom Stapel gelaufen ist.“

„Ich vertraue mich Ihrem tiefen Verständnis an, Schulteiß. Ihre Seele wird nicht verfinstert werden durch den Verdacht, daß ich irgend einer Schwäche nachgeben könnte — irgend etwas, das einer gewöhnlichen Verliebtheit gleicht.“

„Ich fühle, daß ich nahe daran bin, ganz nahe daran, Finsland in meiner Gewalt zu haben, daß ich einen Einfluß besitze, dem er nicht widerstehen kann. Hätte ich ihn nur erst ganz, so daß ich alle meine Blut und Farbe auf seine Dichtung übertragen könnte — ach, Schulteiß, die Feder eines solchen Mannes elektrifizieren, so daß ich es im Grunde bin, die daraus hervorsprüht und er fortan nur noch „Minka“ dichtet!“

„Aber da ist etwas, was seinen Schatten dazwischen wirft.“

„Und nun bin ich doppelt, zweifach aufrichtig, Schulteiß.“

„Ich bin so bange, daß Sie meinen Brief verlegen oder verlieren könnten, so daß ich verraten wäre, oder auch, daß man aus Ihren Mienen Verdacht schöpfen könnte.“

„Ich bin während des Sommers gar nicht in der Stadt gewesen, wie die Poststempel und die Daten meiner Briefe besagten. Ich habe eine Touristenfahrt ins Gebirge gemacht in Gesellschaft von Litteraten und Künstlern. Wir haben drei Semnhütten besetzt und uns auf einem Hochgebirgssee geschaukelt, wo wir uns selber in einem magischen Spiegel sehen konnten, und ich habe einem Künstler in Bauerntracht gelesen und bin gemalt worden.“

„Ich kam mir vor wie eine Prinzessin, umduftet von einem höheren Aroma, bis Finsland plötzlich wieder in die Stadt zurückkehrte.“

„Weshalb — weshalb? Das ist der Schatten, der mein Glück verdunkelt.“

„Es war mir plötzlich, als wenn der ganze Geist der Sache, das, was all diesen berausenden Zauber bewirkt hatte, entschwunden sei. Ich war erst wieder ich selber, als ich vorgerstern abermals hier in der Stadt stand, als ich mich in derselben Luft befand, die er einatmet . . .“

„Hier wollte ich meinen Brief fortsetzen.“

„Aber denken Sie sich nur, als ich eben in der Dämmerstunde ausgehe, beugt sich ein Mann ganz dicht über mich herab . . . Ich kann die Augen nicht wieder los werden, diese entsetzlichen Augen — Sie erraten, wer es war, dieser schreckliche Mensch!“

„Barberg, du großer Gott!“ rief Schulteiß aus.

Er blieb regungslos sitzen, barg sein Antlitz in den Händen und stöhnte, während ein bleicher Sonnenstrahl des Septemberabends gleichsam auf ihm erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Bauwissenschaft.

Der Dresdener Hochschullehrer und Architekturschriftsteller Cornelius Gurlitt hat mit der Begründung dieses fortlaufend erscheinenden Wertes einen sehr gesunden Gedanken verwirklicht, dem der Erfolg von Herzen zu gönnen ist. Die Absicht des Unternehmens ist, die Abhandlungen, auf Grund deren der Doktor-Titel von den technischen Hochschulen verliehen worden ist, an dieser einen Stelle zu sammeln, und so eine Fülle geistiger Arbeit, welche allerdings nicht von alten Geisteskräften, sondern von den Schildknappen der Wissenschaft und Kunst, von den kommenden Männern, geleistet worden ist, der Gesamtheit leicht zugänglich zu machen. Im allgemeinen sind ja Doktorarbeiten nicht weiterschütternd, aber sie geben doch vielfach, ganz abgesehen von den persönlichen Fähigkeiten des Verfassers, die oft schon in dieser Erstlingsarbeit bedeutsam hervortreten, manche wertvollen Ansichten des Hochschullehrers wieder, der die Anregung zu der Abhandlung gegeben, und ihr Wachsen und Werden mit Rat und That unterstützt hat. Fraglos wird viel Schlechteres geschrieben und gelesen als gerade Doktorarbeiten, welche fast stets unter dieser wohlthätigen Führung den Weg zur Prüfungsbehörde gefunden haben und von dieser als Anerkennung ihres wissenschaftlichen Wertes dem Verfasser die Zulassung zur Doktorprüfung eingebracht haben. Ob nun aber sämtliche technischen Doktorarbeiten ihrem Werte oder Allgemeininteresse nach es verdienen, durch so kostspielige Veröffentlichungen wie die drei vorliegenden, welche auf den 75 bis 100 Druckseiten 100 bis 200, in besonderen Fällen sogar farbige, Abbildungen in vorzüglichster Wiedergabe bringen, den Fachleuten in Buchform dargeboten zu werden, ist immerhin zweifelhaft. Aus den Begleitworten des Herausgebers und Verlegers, welche übrigens auch in verschiedenen andren Punkten recht dunkel gehalten sind, ist über eine beabsichtigte Auswahl unter den Abhandlungen nichts zu ersehen. Ebenso wenig klar ist es, ob die „Beiträge zur Bauwissenschaft“ die Doktorarbeiten von sämtlichen Hochschulen Deutschlands vereinigen sollen, oder ob nur diejenigen des Dresdener Polytechnikums zur Aufnahme bestimmt sind. Wahrscheinlich sogar beschäftigt gerade diese Frage den Herausgeber am allermeisten, ohne daß er bis jetzt in der Lage ist, sich und uns eine endgültige Antwort darauf zu geben; hoffentlich gelingt es ihm, die Schwierigkeiten, welche vermutlich durch die Eifersüchteleien der Hochschulen unter einander entstehen werden oder schon entstanden sind, zu beseitigen und der augenscheinlichen Zweckmäßigkeit einer einzigen Sammelstelle für die Doktorarbeiten aller technischen Hochschulen zum Siege zu verhelfen. In bessere Hände als in die von Cornelius Gurlitt als Herausgeber und von Wasmuth als Verleger können doch wohl schwerlich die Fäden dieses Wertes gelegt werden, welches ein Riesennest selbst dann noch ist, wenn unter der Bezeichnung „Bauwissenschaft“ im Titel nur die Wissenschaft im Dienste des Hochbaues verstanden werden soll. Nach den drei bereits erschienenen Schriften, welche alle drei Architekturstoffe behandeln, scheint die Benennung in diesem Sinne erfolgt zu sein; einwandfrei wäre dann diese Wahl aber nicht, da sie leicht zu dem Irrtum Anlaß geben könnte, daß auch Werke über Tiefbau, Maschinenbau, Statik, Schiffbau usw. vorgelesen sind.

Heft 1 bringt die Arbeit Wilhelm Fiedlers: „Das Fachwerkhäuser in Deutschland, Frankreich und England.“ Ein großer Vorzug dieses Schriftchens ist seine fast mathematische Knappheit und Klarheit; auf wenigen Seiten, welche außerdem noch für 192 Abbildungen Platz hergeben müssen, ist Geschichte, Konstruktion und Kunst dieser Bauweise in den drei genannten Ländern zusammengestellt. Den breitesten Raum nimmt naturgemäß die Konstruktion ein, weil im allgemeinen schon in der Architektur wahre Kunst aus der Konstruktion hervorzuschauen muß; ganz besonders aber ist im Fachwerkhäuser, bei dem die notwendigen Konstruktionshölzer umhüllt in die Erscheinung treten, mit ihnen in erster Linie bei der künstlerischen Ausgestaltung des Bauwerks zu

rechnen. Das materielle Aussehen wird sogar sehr oft ausschließlich durch die Anordnung und Behandlung dieser ganz notwendigen Konstruktionshölzer erreicht, ohne daß auch nur ein einziges für die Festigkeit überflüssiges Balkenstückchen zur weiteren Ausschmückung verwendet worden wäre. Wir ernsten Norddeutschen waren in unsren Harzstädtchen z. B. die Hauptvertreter dieser strengeren Richtung, während der lebenslustige Süddeutsche sich an Bierat und Fülle erfreute. Auch nahm er es manchmal zu Gunsten des besseren Aussehens mit der Konstruktion selbst, der innersten Wahrheit, nicht allzu genau. Der verschiedene Volkscharakter von Nord- und Süddeutschland, wie er sich auch in der Bauweise speziell, ebenso wie der französischen Geist, der Sinn für Formvollendung, die Solidität und das feine künstlerische Anpassungsvermögen der Engländer sind von dem Verfasser in sehr geschickter Weise hervorgehoben und gegenübergestellt. Es sind überhaupt sehr wenige Punkte, welche zum Widerspruch reizen könnten, der hauptsächlichste hiervon liegt im Schlusswort. Der Verfasser spricht dort der Wiederbelebung dieser alten schönen Bauweise das Wort, leider jedoch erscheint sie ausgeschlossen, trotz all der hohen künstlerischen Reize des alten Fachwerkhauses, welche auch in diesem Buche beim Beschaun der teilweise selbst gefertigten guten Zeichnungen den Geist immer wieder gefangen nehmen und entzücken. Eine der besten Darstellungen des Verfassers, die Straße im Hildesheim, zeigt doch mit ihren windstiefen, vorüber-torkelnden Fronten zu deutlich, wie ungeeignet das Holz als Hauptbaumaterial in unserm Klima ist, sein Leben, das Bewegen, Schwinden, Plagen durch Feuchtigkeit, Trockenheit, Wärme und Kälte ist ein so gewaltig großer Nachteil gegenüber dem Stein, daß man gar nicht andre Mängel, wie die Dünne der Mauern, ins Feld zu führen braucht. Dickens läßt irgendwo einen Armen, der in solch einem materiellen Hause wohnt, ungefähr folgendes sagen: „Ich wünsche nur, daß die Damen, welche das Haus so sehr bewundern, nur einen einzigen Winter hier drinnen durchmachen!“

In engstem Zusammenhange mit dieser Arbeit steht diejenige, welche von Rudolf Wesser geboten wird. Der Gegenstand ist: „Der Holzbau mit Ausnahme des Fachwerkes“. Das auffällige Sich-Ergänzen beider Abhandlungen kann man sich sehr einfach erklären, wenn man auf die Verbeugung achtet, welche beide Verfasser vor Cornelius Gurlitt machen. Ehrfurchts- und Dankbarkeitsbezeugungen sind sicherlich am Platze, jedoch würde eine klare, einfache Titelbemerkung „Mit Unterstützung des Prof. Gurlitt“ oder ähnliches ohne Frage angenehmer wirken. Die ganze zielbewußte Anlage beider Verläge hat einen gemeinsamen Grundplan, der wahrscheinlich von Gurlitt ausgegangen ist. Auch der Blochhausbau wird, wie bei Fiedler, in bündiger Weise aus der Konstruktion heraus behandelt, und ebenso wie dort werden die Verschiedenheiten in der Bauweise der einzelnen Länder, welche hier Norwegen, Deutschland, die Alpenländer, Rußland, Ungarn und die slavischen Gegenden sind, sowohl Bauteil für Bauteil wie auch im Gesamtaufbau betrachtet. Wesser widmet gleichfalls dem Innern ein Kapitel. Außen und Innen sehen beim Blochhaus in noch innigerem Zusammenhange wie beim Fachwerkhaus: die Rückseite der zur Front übereinander gelegten Stämme bilden die Zimmerwand, welche oft gar keine weitere Bekleidung erhält. Eine Ausnahme sollen nach Wesser stets die russischen Bauernhäuser bilden, die mit Filz bekleidet und tapeziert werden. Dem russischen Winter genügt selbst der vorzügliche Kälteschutz durch die dicken Holzwände nicht. In diesem Abschnitt werden auch nordböhmische Holzdecken erwähnt, welche durch Aneinanderreihen von 15 Centimeter starken Stämmen gebildet worden sind. Dies ist wohl der Gipfel der Holzverschwendung, dem wir beim ganzen Blochhausbau gegenüberstehen, sie macht ihn jetzt beinahe auch dort schon unmöglich, wo noch Urwälder vorhanden sind. Die Spekulation sorgt heute mit Hilfe von Eisenbahnen, Dampfschiffen und Flößen dafür, daß solcher Holzreichtum, wo auf der Erde er sich auch befindet, mit den weniger glücklichen Ländern geteilt und nicht als teuer-billiger Baustoff beinahe unverzinst von den Anliegern verbraucht wird. So muß schließlich diese Bauweise und eine Kunst untergehen, der wir so herrliche Werke wie die Vorgunds Kirche in Laerdal danken, dieses winzige Stabkirchlein, in welches vor manchen 100 Jahren einer von den vielen großen Unbekannten der Baukunst den ganzen Märchenzauber hineingebildet hat, der in ihm und rings herum in den Nordlandsbergen hauste. Leider giebt die Zeichnung dieser Kirche durchaus nicht ihre ergreifend stimmungsvolle Schönheit wieder, wie überhaupt neben sehr brauchbaren technischen Zeichnungen einige Abbildungen, welche künstlerische Eigenschaften erheischen, zu wünschen übrig lassen. Für diesen Mangel wird der Leser aber durch vieles andre Gute entschädigt; so findet er noch auf der letzten Seite folgende sehr dankenswerte Zusammenstellung der Holzarten für die verschiedenen Bauteile: „Verwendet wurde in den Alpen zur Sattelleiche, zur Wand in der Sattelleiche, besonders Kottanne, in Salzburg Fichte, für Verriegelungen, Türen und Fenster auch Kirschbaum. Der Elbe gebrauchte zu Blochbalken Fichte, zu Säulen, Brettern, Thür und Fensterepfofen, Dekorationssteilen Kiefer, im übrigen auch Tanne und Lärche. Die Wände der deutschen Bauten sind aus Eiche und Ulme, die Fußböden aus Buche und Esche hergestellt. Für die Stabkirchen wurde Tanne verwendet. Die ungarischen Kirchen haben Blochbalken aus Eiche. Holzdübel und Nägel wurden fast überall aus Lärche gefertigt.“

Eine Mittelstellung zwischen Dissertation für die Universität und für die Technische Hochschule nimmt die in Heft 8 gebotene Arbeit ein: S. Donato in Murano und ähnliche venezianische Bauten von S. Rathgens. — Auf diese kunstgeschichtliche Ab-

handlung hin hätte der Verfasser auch an der Universität mit allen Ehren promovieren können, vorausgesetzt, daß er die dazu nötigen Universitätssemester nachweisen könnte. Dennoch wäre er dort nicht vor seine zuständigen Richter getreten, da Rathgens trotz seiner Wissenschaftlichkeit in erster, zweiter und dritter Linie Künstler ist. Das beweist nicht nur die durchaus künstlerische Auffassung und die oft verblüffende Technik seiner Zeichnungen, das beweist vor allem eine Feinsichtigkeit im Urteilen, wie sie nur äußerst selten Künstlern gegeben ist; in die tiefste Seele eines Kunstwerkes kann eigentlich nur einer bringen, der selber schafft. Unse Kunstgeschichte würde gewiß manche bedeutsame Bereicherung erfahren, wenn die großen Künstler reden wollten, reden könnten. Aber die Gabe, ihre wogenden Gefühle in feste Worte zu gießen ist ihnen meist, sicherlich zum Vortheile ihrer Hauptarbeit, nicht gegeben. Auch von Rathgens wollen wir hoffen, daß er nur einen kleinen Abstecker in die Kunstgeschichts-Forschung gemacht hat, und jetzt wieder endgültig zu dem Fache, zu welchem er berufen zu sein scheint, zurückgekehrt ist; schließlich ist es doch besser von sich reden zu machen als über andre zu reden. Allerdings geht aus seinen vorliegenden glänzenden Zeichnungen natürlich nicht hervor, ob er auch über die für eine große Kunst nötige Phantasie und Gestaltungskraft verfügt. Seine baugeschichtliche Arbeit besteht in der peinlich genauen Untersuchung der byzantinischen dreischiffigen Basilika S. Donato, der Hauptkirche des durch seine Glasindustrie weltberühmten Murano in den Lagunen nördlich von Venedig. Von der ersten Kirche des 7. Jahrhunderts, welche im 9. Jahrhundert umgebaut wurde, sind nur noch wenige Teile erhalten, vor allem die römisch-korinthischen Säulen des Innern, deren Kapitäle den deutlichen Beweis liefern, daß sie in ihrer ersten Jugend schon an anderer Stelle gestanden haben, und daß sie dann erst von verschiedenen verlassenen Bauten des Festlandes für die Kirche herübergeholt wurden. An ihrer Stelle wurde im 12. Jahrhundert ein Neubau aufgeführt und zwar nach dem Vorbilde der Markuskirche in Venedig. Verwunderlich ist der Einfluß dieses überwältigenden Meisterwerkes nicht, des Gegenteils wäre es eher, und zu bedauern gewiß nicht. Das Hauptverdienst eines Kunstwerkes ist es, Schule zu machen, das heißt: Vielen kleineren Geistes etwas von seiner großen Seele zu geben. Der Bau wurde dann am Ende des 17. Jahrhunderts, als der Bischof von dem durch die Malaria verödeten Torcello hierher übersiedelte, mit der frohlichsten Sorglosigkeit verstimmt, um ihm, so gut es ging, ein zeitgemäßes Ansehen zu geben, riesige Halbkreisfenster wurden quer durch zierliche byzantinische Bogenstellungen geschlagen, lästige Säulenvorprünge abgemauert, eine Stude unter den flächbaren Dachstuhl gezogen. Da nun diese Arbeiten mehr flott als sorgfältig ausgeführt wurden, so beschleunigten sie den Verfall derart, daß eine völlige Wiederherstellung in den Jahren 1866—1873 nötig wurde. Jetzt erhielt die Kirche nach den vorgefundenen byzantinischen Formen ihre alte, edle Einfachheit wieder. Rathgens geht mit der Wiederherstellung streng ins Gericht, kommt aber doch zu einem Urteil, welches den beteiligten Architekten Voito, Friedr. Schmidt in Wien und Forcellini in Anbetracht ihrer in der Kunstgeschichte noch nicht so vorgeschrittenen Zeit Ehre macht. —

Heinrich Vorhard.

Kleines feuilleton.

— Ueber den Entensfang am Rhein wird der „Straßburger Post“ aus dem Nied geschrieben: Der Spaziergänger kann bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande des Rheins auf einigen der zahlreich zu Tage tretenden Kiesbänke ungefähr 1½ Meter hohe, oben offene Hüften von etwa vier Quadratmeter Grundfläche, deren Wände aus Weidengeflecht bestehen, bemerken. Diese eigenartige Einrichtung dient dem Entensfänger als Versteck und schützt ihn einigermaßen vor dem kalten und scharfen Luftzuge am Rhein. Sobald anfangs des Winters kältere Bitterung eintritt und der Strich der Wildenten nach dem Süden beginnt, sucht der Entensfänger eine zum Entensfang geeignete Kiesbank auf und trifft dort seine Vorkehrungen. Nach Aufstellung der Hüfte etwa auf der Mitte der Kiesbank wird das Schlagnetz an derjenigen Seite der Kiesbank, wo das Rheinwasser fließt, nur allmählich an Tiefe zunimmt und keine starke Strömung herrscht, so unter die Oberfläche des Wassers gelegt, daß es die Wildenten nicht bemerken können. Von dem Rege aus fährt eine Schur nach der Hüfte des Entensfängers. Auf dem Rege schwimmt eine Anzahl zahmer, grauer Enten — scheidige Enten taugen nicht — welche je an einer Schur mit einem Fuße an Pfählen angebunden sind. In unmittelbarer Nähe des Reges sind noch Stäbe angebracht, an denen oben in waagrechter Richtung dunkelfarbige Grasbüschel befestigt sind, welche, aus der Ferne gesehen, schwimmenden Enten gleichen. Besonders dazu abgerichtete, ebenfalls graue Enteriche finden in der Hüfte Platz. Ist alles so zum Fange eingerichtet, so wartet der Entensfänger, nach allen Seiten spähend, geduldig auf die Ankunft der Jagdbeute. Sobald eine Kette Enten — gewöhnlich in bedeutender Flughöhe — erscheint, läßt der Fänger im geeigneten Augenblicke einen der Enteriche in die Höhe fliegen, welcher unter lebhaftem Geschnatter, in welches die auf dem Rege befind-

lichen Kameraden beifällig einstimmen, auf das Netz fliegt. In der angenehmen Erwartung, hier gute Bekannte zu treffen, fallen auch die wilden Enten auf oder neben das Netz ins Wasser. Nach kurzer Zeit kommen auch die etwas abseits eingefallenen nordischen Kameraden zu ihren angehenden Kollegen aufs Netz. Im günstigen Augenblick zieht der Entenfänger die Schür und das Netz schlägt durch eine Hebelvorrichtung wie ein aufgeschlagenes Buch zusammen. Nachdem die wilden Enten durch Halsumdrehen vom Leben zum Tode befördert sind, beginnt das Geschäft von neuem. Durch Schiffer, Holzbauer, Fuhrleute, Spaziergänger, Fischer usw., welche in die Nähe der Fangstelle kommen, wird zum Verdruss der Fänger der Fang vielfach vereitelt, weil die äußerst scheuen Tiere dann nicht einfallen. Für den Fang besonders günstig sind die Zeiten, in denen das von der Nord- und Ostsee kommende Vogelwild nach Süden oder wieder nach Norden zieht. Die günstigsten Tageszeiten zum Fange sind die Morgen- und Abenddämmerung, während welcher in der Regel der Durchzug stattfindet. Ist die Fangzeit günstig, so gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß ein Fänger 20 Stück und mehr an einem Tage nach Hause bringt, wogegen er auch öfters ganz leer den Heimweg antreten muß. Die zahmen Enten bleiben bei niedrigem Wasserstande den ganzen Winter auf der Kiesbank, wo sie von ihrem Eigentümer mit kräftigem Futter — in der Regel Weichkorn — gefüttert werden. Zum Entenfangen gehört eine gute Partie Geduld, Vorsicht und Geschicklichkeit. Auf ganz ähnliche Weise suchen auch die Jäger dieses Federwild anzulocken und dann beim Einfallen oder Aufsitzen zu schießen. —

k. Gleichmäßige Ausbildung der Hände. Die gleichmäßige Ausbildung der rechten wie der linken Hand ist besonders in England und Amerika schon seit längerem als ein wichtiges Princip moderner Erziehung erkannt. In England hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet, die diese Erkenntnis als Grundlage zu einem neuen pädagogischen System benutzen und wirklich durchführen will. Der Sekretär derselben, John Jackson, setzt die Ziele dieser neuen Gesellschaft in folgenden Ausführungen näher auseinander: „Die gleichmäßige Geschicklichkeit im Gebrauch beider Hände wird einer der größten Fortschritte in der Erziehung sein, den man in den letzten 25 Jahren gemacht hat. Die beiden Hälften des Gehirns arbeiten unabhängig. Die linke beherrsicht die rechte Hand und die rechte Hälfte die linke. Bei richtiger Ausbildung kann jeder Mensch sogar zwei Dinge zugleich thun, z. B. zwei verschiedene Briefe gleichzeitig schreiben. Unsere Gesellschaft will die Geschicklichkeit im Gebrauch beider Hände zu einem wesentlichen Zug der Erziehung machen; es ist aber natürlich nicht das Hauptziel, daß man zwei Dinge zugleich thun kann, sondern man will dadurch die allgemeinen Fähigkeiten entwickeln. Getrennt ausgebildet, werden die Hälften des Gehirns und die Hände einen viel höheren Stand der Entwicklung als jetzt erreichen und vereint gebraucht werden die geistigen Kräfte sehr erhöht werden. Je besser die beiden Hirnlappen sich gleichzeitig auf zwei Gegenstände richten können, um so besser können sie ihre vereinten Kräfte auch auf einen Gegenstand konzentrieren.“

Jackson hat Schreibhefte für Schüler entworfen, deren Seiten wechselseitig für die linke und die rechte Hand gebraucht werden. In vielen Schulen wird bereits in diesem Sinne unterrichtet. Das mit der linken Hand Geschriebene war besonders bei sehr jungen Schülern ebenso gut wie das mit der rechten Hand Geschriebene. Das zeigt, daß die Natur beide Hände gleichmäßig im Gebrauch wissen will. Die beidseitige Schrift ist steil, nicht schräg. Es wird mit der rechten und der linken Hand in den Hefen nicht gleichzeitig geschrieben, da das erste Ziel nur ist, beide Hände gleichmäßig auszubilden. Wie die beiden Hirnlappen unabhängig von einander arbeiten, zeigen Arbeiten, die beide Hände gleichzeitig verrichteten. Ein Mädchen schrieb z. B. zwei Briefe gleichzeitig, einen an ihre Mutter und einen ganz anderen an ihren Vater. Oder sie schreibt mit einer Hand und zeichnet oder rechnet mit der andern. „Das ist durchaus nichts Wunderbares“, erklärt Jackson. „Jeder kann das thun, es erscheint nur ungewöhnlich. Wenn jemand singt und sich dazu begleitet, so ist das viel komplizierter.“ In welchem Grade weittragende Vorteile mit der Verbreitung der Weidseitigkeit verbunden sind, zeigen auch folgende Bemerkungen eines Arztes, Dr. Noble Smith: „Chirurgen und Ärzte, die besonders die körperliche und geistige Entwicklung wachsender Kinder studieren, haben immer wieder darauf hingewiesen, daß die Annahme schlechter Haltung verhindert werden muß; aber es ist eine schwere Aufgabe, die einseitigen Neigungen rechts- und links- handeder Schüler zu überwinden. Durch die Weidseitigkeit wird aber nicht nur der Körper gleichmäßig entwickelt, sondern auch das Gehirn und alle andern großen Funktionscentren. Ich glaube, daß die Weidseitigkeit mehr dazu thun wird, körperliche Ungestaltlichkeiten zu verhindern, als alle Körperbewegungen, und daß sie auch dahin wirkt, die bereits erzeugten Ungestaltlichkeiten zu verbessern.“ —

en. Das Blei beim vorgeschichtlichen Menschen. Eisen und außerdem Kupfer und Zinn, die zur Herstellung der Bronze nötigen Elemente, sind diejenigen Metalle, die hauptsächlich für die Vorfertigung der Geräte vom vorgeschichtlichen Menschen höherer Entwicklung benutzt wurden. Allerdings hat die genauere chemische Untersuchung festgestellt, daß auch noch andre Metalle darin enthalten sind, aber meist nur deshalb, weil sie der Mensch damals nicht auszuscheiden verstanden hat; sie stellen daher nur Ver-

unreinigungen, nicht aber absichtliche Beimischungen dar. Man hat bisher auch bezüglich des Bleies die gleiche Annahme vertreten. Etwas Blei hat sich in einzelnen Geräten aus der Bronzezeit vorgefunden, aber da seine Menge das Verhältnis von etwa 20 000stel Gewichtsteilen in der Regel nicht überschreitet, so hat daraus nicht der Schluß gezogen werden können, daß dem vorgeschichtlichen Menschen das Blei an sich bekannt gewesen sei, vielmehr ist es nur als Bestandteil des Kupfers in sein Metall hineingekommen. In anderen Fällen hat sich nun neuerdings ein viel höherer Bleigehalt herausgestellt, der in manchen Bronzegeräten aus vorgeschichtlichen Funden in Frankreich bis zu 20 Prozent erreicht. Viele Teile aus dem Ende der Bronzezeit, die in der Bretagne ausgegraben sind, bestehen sogar fast zu einem Viertel aus Blei, und ein bei Angoulême gefundener Ring schließt einen Kern von reinem Blei in sich ein. Es ist nach diesen Funden unzweifelhaft geworden, daß auch der vorgeschichtliche Mensch das Blei bereits gekannt hat, allerdings in einer verhältnismäßig späten Zeit, die vielleicht schon dem Morgengrauen des historischen Zeitalters entspricht. —

Aus dem Tierleben.

— Eine Maus im Kampfe mit Krähen. Der „Leipziger Zeitung“ wird von einem Leser geschrieben: Ein interessantes Beispiel, wie ein schwaches Geschöpf durch Mut und Gewandtheit sich einer überlegenen Anzahl von Feinden erwehren kann, hatten wir in diesen Tagen Gelegenheit zu beobachten. Von unserm Balkon aus sahen wir über die festgefrorene Schneefläche einer weiten Wiese eine Maus laufen, verfolgt von einer Anzahl Krähen. Die harte Schneekruste konnte das schwache Tierchen nicht durchbrechen, nirgends bot sich ein Schlupfwinkel, so eilte es, so schnell es konnte, über die glatte Fläche dahin der Verfolgung am Rande der Wiese zu. Die Krähen überholten die Maus bald und ließen sich ringsum auf den Schnee nieder, zum Loshaden bereit. Da wendete sich das geängstete Tier gegen den zunächst sitzenden Vogel und sprang an ihm in die Höhe, so daß er erschreckt aufstieg, dann blitzschnell nach den übrigen Feinden, bis alle acht bis zehn Krähen dabongeflogen waren. Auf der freigewordenen Bahn eilte die Maus weiter und gewann einen großen Vorsprung. Die Krähen sammelten sich aber zu erneutem Angriff. Der gleiche Kampf begann mit dem gleichen Erfolg. Derselbe Vorgang wiederholte sich fünf bis sechsmal, bis es endlich der Maus gelang, die Verfolgung zu erreichen und einen Zufluchtsort vor ihren Verfolgern zu finden. —

Notizen.

— Das Schiller-Theater O. bringt anfangs nächster Woche Shakespeares „König Lear“ heraus. —

— Bernhard Schaw's vieraktiges Schauspiel „Candida“ wird noch in diesem Monat, mit Agnes Sorma in der Titelrolle, im Neuen Theater erstmalig gegeben werden. —

— „Der Kornengünstling“, ein Märchenpiel von Rudolf Jenny, wurde bei der Erstaufführung im Stadttheater zu Innsbruck beifällig aufgenommen. —

— Hugo Knans Sinfonie „An mein Vaterland“, op. 22, erlebte im IV. Philharmonischen Konzert zu Bielefeld mit vielem Erfolg die erste deutsche Aufführung. —

— Der Rat der Stadt Dresden bewilligte 8000 M. zum Ankauf von Kunstwerken auf der dortigen großen Kunstausstellung 1904. —

— Der Leiter der schwedischen Südpolarexpedition, Otto Nordenskiöld, hat die Regierung ersucht, beim Reichstag einen Staatsbeitrag von 55000 Kronen für Verarbeitung und Herausgabe der Sammlungen und wissenschaftlichen Beobachtungen zu erwirken. Nach den Berechnungen Nordenskiölds kostet die ganze Arbeit etwa 70000 Kronen, doch stände aus dem Verkauf des Werkes eine Einnahme von 15000 Kronen zu erwarten, so daß die obige Summe zu beden wäre. Wie Nordenskiöld ferner mitteilt, hat er aus eignen Mitteln für die Expedition über 70000 Kronen ausgegeben, wovon noch der größere Teil als persönliche Schuld übrig geblieben ist.

— Verwendung der X-Strahlen bei der Perlenmuschel-Kultur. Bei der Perlenmuschel-Kultur in Ceylon mußte man bisher die Auster halb öffnen, um zu sehen, ob die Perlen die für den Handel erforderliche Größe erreicht haben; dabei gingen natürlich sehr viele zu Grunde. Jetzt aber hat man erkannt, daß die Röntgenstrahlen zu dieser Prüfung gut zu verwenden sind. Sie können nämlich durch die Perle nicht hindurch, so daß, wenn man eine Perlenmuschel ihnen aussetzt, der von der Perle gebildete Schatten deutlich auf der radiographischen Platte hervortritt, so daß man ziemlich genau sieht, wie groß die Perle ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. Februar.